

VOM SCHWINDEN DER FAMILIE

»Alle glücklichen Familien ähneln einander, jede unglückliche Familie ist unglücklich auf ihre eigene Art.« So der weltberühmte Anfang von Lew Tolstois *Anna Karenina*. Doch warum ist das so? Die Antwort darauf ist einfach: Glück fragt nicht.

Familie ist ein elementarer sozialer Tatbestand. Es gibt keine Gesellschaft ohne Nachkommenschaft, und das bedeutet zugleich: die Unerlässlichkeit einer Institution oder eines Beziehungsgeflechts, das die Aufzucht der Nachkommen sicherstellt. Der Soziologe Heinrich Popitz hat dies einmal »das primäre soziale Gehäuse« genannt, das in allen geschichtlich bekannten Gesellschaften auffindbar ist und dessen anthropologische Notwendigkeit sich bereits daraus ergibt, dass der Mensch im Reich der Säugetiere ein extremer Nesthocker ist.¹ Neugeborene sterben, wenn sie nicht umhegt und umsorgt werden, wenn für ihre Geborgenheit nicht gesorgt wird. Keine Gesellschaft kann somit auf einen sozial organisierten und kulturell eingebetteten Nestbau verzichten; Gesellschaftsvorstellungen oder Utopien, die das ignorieren, sind von vornherein Unsinn.

Diese zentrale Einsicht ist durch die Diskussion der – unbestreitbaren – enormen kulturellen Variabilität und Vielfalt der Familienformen in den letzten Jahrzehnten in Vergessenheit geraten. Wie Nestbau und Brutpflege organisiert werden, mag höchst verschieden sein; *dass* sie jedoch normiert werden müssen, also niemals dem Zufall oder individuellem Belieben überlassen werden dürfen, steht nicht zur Disposition.

Die Zerstörung des Unzerstörbaren

In der kleinen Schrift *Der Mensch als Mitmensch* schrieb Leopold von Wiese, neben Georg Simmel der wichtigste Soziologe auf dem Feld der Geschlechterbeziehungen, bereits in den 1960er Jahren Gesellschaft und Politik ins Stammbuch: »Die Familie ist eine für das ganze zwischenmenschliche Leben so notwendige Institution, daß man an ihrer Festigkeit nicht rütteln kann, ohne unübersehbaren Schaden für das ganze Kulturleben herbeizuführen.«² Die

Familie ist Zentrum und Bezugspunkt nicht nur des Aufwachsens, sondern vor allem des Liebens und Zusammenlebens. Sie ist die elementare Form, in der Gesellschaften die Anziehung der Geschlechter und die Ausübung der Sexualität normativ regeln und sozial strukturieren.

Seit einem halben Jahrhundert steht die Familie in der Kritik, ja am Pranger. Der englische Antipsychiater David Cooper beschwore Anfang der 1970er den »Tod der Familie« als etwas längst Überfälliges, das für die Emanzipation des Einzelnen wie der Gesellschaft unerlässlich sei.³ Achtundsechzig und die neue Frauenbewegung sahen in der Familie einen ihrer Hauptfeinde, Ehe und Kinder seien eine »soziale Falle«, die die Frauen der Herrschaft des Mannes unterwerfe und ihnen die Hälfte des Himmels verwehre. Ergänzt wurde dies durch die propagandistische Aufwertung weiblicher Homosexualität (»neue Zärtlichkeit«) und eine schier endlose Kette hasserfüllter Kampagnen zum Thema Missbrauch und »Gewalt gegen Frauen«.⁴

Es wird vermutlich ewig ein Geheimnis bleiben, wie es möglich war, die Frauen gegen ihre ureigenste Machtquelle, die Familie, zu mobilisieren. Der propagandistische Hebel war dabei die Überwindung der ökonomischen Abhängigkeit vom Ehemann, also das Erringen wirtschaftlich-beruflicher Selbständigkeit. Müßig, dem zu widersprechen. Trotzdem führt der übliche Hinweis auf frühere, auch rechtlich fixierte Barrieren der Berufsausübung in die Irre; auch in Westdeutschland ist eine Berufstätigkeit von Frauen nicht erst von Alice Schwarzer erfunden worden. Gewiss war das traditionelle Modell des männlichen Alleinernährers und der familienzentrierten Hausfrau hier weithin kulturell akzeptiert und ist es – man denke an die höhere Teilzeitquote – in stärkerem Maße bis heute. Dennoch ist der eingetretene Mentalitätswandel unübersehbar. Dass aber eine Frau, für die ihre Familie und ihre Kinder im Mittelpunkt stehen, als hoffnungslos antiquiert und rückständig gilt und sich dafür ständig rechtfertigen muss, wäre undenkbar gewesen.

Ein untergründiger Zweck all dieser Kampagnen war die Diskreditierung der – männlichen *und* weiblichen – Heterosexualität. Und tatsächlich liegt die Diskriminierung der herkömmlichen Formen und Modelle von Ehe und Familie im direkten Interesse der sexuellen Minderheiten. Aus ihrer Sicht können die Gräben zwischen Männern und Frauen gar nicht tief genug sein.

Doch in welcher politischen oder ideologischen Spielart auch immer: Die Familie war das Feindbild schlechthin. »Selbstverwirklichung« in Karriere und Beruf, Aufwertung der Homosexualität und feministische Verachtung der Mutterschaft ergänzten einander. Und hierin liegt ja auch die Perfidie, die mit der Durchsetzung der »Ehe für alle« verbunden ist und darin zum Ausdruck kommt: Erst vergällt man allen die Familie – und dann reklamiert man für sich selbst das Recht auf Familienglück! So etwas nannte man früher Chuzpe.

Rollentheater

Doch nicht nur die feministischen Zerrbilder der Familie stehen zur Kritik, auch die sozialwissenschaftliche Behandlung und Diskussion der Verhältnisse leistet hier seit Längerem wirksam Schützenhilfe. Dies zeigt sich vor allem in der verbreiteten und längst in den Common Sense eingegangenen Vorstellung der »Familie als Rollensystem«.

Dass heutige Familien- und Paarbeziehungen, zumindest soweit Vorstellungen von Liebe und Romantik in ihnen noch nicht gänzlich getilgt sind, empirisch gerade *nicht* als Rollensysteme aufgefasst werden dürfen, hat der Frankfurter Soziologe Ulrich Oevermann schlüssig herausgearbeitet.⁵ Sein Ausgangspunkt ist die Unterscheidung von diffusen und spezifischen Beziehungen, die er idealtypisch am Kriterium der Legitimität oder Illegitimität der Einführung neuer Themen festmacht: Während es in spezifischen Beziehungen (Rollenbeziehungen) einen eng umgrenzten Satz möglicher Themen und Interaktionsgegenstände gibt und die Einführung eines sachfremden oder persönlichen Themas ausdrücklich legitimierungsbedürftig ist, kann in diffusen Beziehungen grundsätzlich *alles* Thema sein, ist also umgekehrt gerade der Ausschluss eines Themas legitimierungsbedürftig.

Damit ist klar: Organisationen, etwa Betriebe, sind Rollensysteme, in denen das thematische Spektrum der Interaktion eng auf den Aufgabenbereich der Berufsrolle eingeschränkt ist, wogegen Familien- und

Paarbeziehungen von vornherein eher als vage definierte »Gebilde« (Ulrich Oevermann) oder ein Geflecht von Beziehungen aufzufassen sind, die große Aushandlungsspielräume bieten und bei denen die Abweisung und Abwehr einer Frage (»Das geht dich nichts an!«) die Situation sofort heikel auflädt. In Rollenbeziehungen agieren die Menschen als – prinzipiell austauschbare – Positionsnehmer, die bestimmte von ihnen erwartete Aufgaben zu erfüllen haben; sie sind also immer nur in einem Teilausschnitt ihres Verhaltens involviert. In diffusen Familienbeziehungen hingegen geht es immer um die ganzen Menschen, unverwechselbare Individuen, die sich lieben und streiten, Kinder erziehen oder in Urlaub fahren. Ein Rollensystem wird die Familie im Grunde erst *nach* der Scheidung: Jetzt geht es um den wechselseitigen Abgleich von Ansprüchen, Regelungen der Verantwortlichkeit und der Betreuung der Kinder u. a. m.

Ein Beispiel ist die Differenz zwischen der Arbeit eines Pflegedienstes und der häuslichen Pflege durch einen Familienangehörigen. Wo der eine ein klares Spektrum von Leistungen zu erbringen hat und darüber hinausgehende Ansprüche begrenzen kann, ist dies für den Partner oder die pflegende Tochter – meist sind es die Töchter, die ihre alten Eltern pflegen – unmöglich. Und während der eine nach getaner Arbeit Feierabend hat, hört sie für den anderen nie auf.

Trotz – oder gerade wegen – dieses missverständlichen Deutungspotentials hat der Rollenbegriff in den gesellschaftlich-politischen Diskussionen über Familie und Geschlechterbeziehungen eine beispiellose Karriere gemacht. Nichts ist heute selbstverständlich als eine Sichtweise, die familiale Arbeitsteilung und »traditionelle Geschlechterrollen« zusammendenkt und beides als »ewig gestriges« Familienmodell verwirft. Dabei zeigt das längst auch ins Alltagsbewusstsein aller Schichten eingesickerte Rollenverständnis von Paarbeziehungen und Familie auch in praktischer Hinsicht fatale Folgen: Wenn die Akteure selbst von sich glauben, sie agierten in Rollen, so verwandeln sie dadurch ihre Beziehungen am Ende auch tatsächlich in Rollensysteme, in denen ein Vorrang

1 Heinrich Popitz: Soziale Normen. Frankfurt/Main 2006, S. 187 ff.

2 Leopold von Wiese: Der Mensch als Mitmensch. Bern 1964, S. 68.

3 David Cooper: Der Tod der Familie. Reinbek bei Hamburg 1972.

4 Man denke hier etwa an die Tiraden der US-amerikanischen Radikalfeministin Andrea Dworkin.

5 Vgl. Ulrich Oevermann: »Sexueller Missbrauch in Erziehungsanstalten«, in: *Merkur*, Heft 734, Juli 2010, S. 571–581, hier S. 573 f.

strikt sachlicher Verpflichtungen besteht und jede Diffusion eines erotisch eingefärbten Alltags nach und nach verschwindet.

Das Beispiel »Herd«

Wie weit die Zerstörung der Familie bereits fortgeschritten ist, lässt sich an einer Vielzahl von Einzelbeobachtungen festmachen.

In vielen großstädtischen Schulklassen sind unter den deutschen Kindern die Nichtscheidungskinder nur noch eine kleine Minderheit. Die meisten sind Kinder von Alleinerziehenden oder kommen aus – oft instabilen – Patchwork-Familien, mit allen psychischen Konsequenzen, die heute so gerne kleingeredet werden. Die Journalistin Melanie Mühl hat hierzu eine gute Beobachtung gemacht: Den eigenen Vater mag man lieben oder manchmal auch hassen, aber man wird sich nie, wie beim neuen Freund der Mutter, die Frage stellen, ob er einem sympathisch ist oder nicht.⁶ Es ist dieses schlechthin Gegebene, niemals zur Disposition Stehende, das die Grundlage der Geborgenheit ausmacht.

Wer meint, dass Familie und Verwandtschaft in der heutigen Gesellschaft nur noch eine untergeordnete Bedeutung zukämen, sitzt einem fatalen Irrglauben auf. In härteren Zeiten sind sie stattdessen der letzte Rückzugsanker.

Ein weiteres Beispiel ist die Schimpfwortverwendung des unscheinbaren Substantivs »Herd«. Dass Frauen angeblich zurück an den Herd geschickt werden sollen (»Herdprämie«), ist die familienpolitische Denunziationsparole par excellence. Doch von

dem, was Familie wirklich ausmacht, haben solche Agitation und Propaganda keine Ahnung. Der hierzulande fast unbekannte US-amerikanische Philosoph und Historiker Albert Borgmann, übrigens ein emigrierter Heidegger-Schüler, hat im Kontext seiner Technik-Philosophie die Auswirkungen der Einführung der Zentralheizung auf das Familienleben untersucht.⁷ So war das Herdfeuer in der Küche und das – meist auf das Wochenende beschränkte – Heizen des Wohnraums einerseits mit viel Mühe und Arbeit verbunden, zugleich aber auch Gegenstand eines komplexen Gefüges familiarer Arbeitsteilung und Kooperation: Das Holz musste gehackt und die Kohle herbeigeschafft werden, das Anzünden und die Durchlüftung erforderten besonderes Geschick usw. – aber dann breitete sich als Resultat solchen Zusammenwirkens wohlige Wärme aus, die alle genießen konnten. Und niemand wäre auf die Idee gekommen, hier irgendwelche Gleichheitsdiskussionen anzuzetteln.

Noch heute ist die Küche das Zentrum familiarer Geselligkeit, wo man bei einer Tasse Kaffee zusammensitzt und über Gott und die Welt redet.

Kinderloses weibliches Alter

Über die konkrete Zukunft der Familie zu spekulieren, ist müßig.⁸ Darüber entscheidet jede Generation neu, freilich auf der Grundlage der vorgefundenen Verhältnisse und ihrer kulturell eingeübten mentalen Prägungen. Darüber hinaus – Karl-Otto Hondrich hat es in seinem letzten Buch *Weniger sind mehr* eindrücklich betont – ist die Gesellschaft am Ende

»Trotzdem ich nichts weiß, rede ich mit.«

Sokrates von Athen

In seinem neuen Buch geht der Philosoph Matthias Gronemeyer der Frage nach, wie in einer uniformen Welt, in der alles Zahl ist und die uns durch permanente Selbstüberwachung zum Lager geworden ist, Menschsein noch möglich ist. Er findet die Antwort im sokratischen Nichtwissen.

Die ironische Existenz
Plädoyer für einen radikalen Skeptizismus

240 Seiten, kartoniert mit
Schutzumschlag aus Paraffinpapier
ISBN 978-3-9820924-0-9
22 Euro



unendlich kreativer und erfindungsreicher als jeder Einzelne, wenn es darum geht, sich veränderten Bedingungen anzupassen und neue Formen des Zusammenlebens zu entwickeln.⁹

Andererseits ist die Demographie keine Chimäre. (Sie ist übrigens keine »Entwicklung«, sondern Resultat menschlichen Tuns und Entscheidens.) Und mitunter bedarf es auch keiner überkomplexen, an einer Vielzahl von Parametern durchgespielter »Szenarien«, um hier zu klaren Aussagen zu kommen. Mitunter reicht es schon aus, eins und eins zusammenzählen.

Zwei Aussagen sind es, die man dazu in Beziehung setzen muss. Erstens: »Das Alter ist weiblich«, und zweitens: »Heute bleibt hierzulande fast jede dritte Frau kinderlos.«

Zum ersten Faktor: Frauen leben heute in Deutschland etwa sechs Jahre länger als Männer. Der Durchschnittswert täuscht etwas über die unterschiedliche Lebensdauer in Paarbeziehungen hinweg, weil die Sterberate von Männern zwischen sechzig und siebzig im Mittel höher liegt als danach, es also zusätzlich Schwankungen in den Zeitspannen der Alterung und der Sterblichkeit der Geschlechter gibt. Das bedeutet konkret, dass es über die Durchschnittsdifferenz hinaus nicht wenige Frauen gibt, die ein hohes oder sehr hohes Alter erreichen, gleichzeitig aber ihre männlichen Partner oftmals um zehn, zwanzig Jahre oder sogar länger überleben. Diese Ungleichverteilung des höheren Alters kann jeder Blick in ein beliebiges Pflegeheim bestätigen.

Und hier kommt nun der zweite Faktor ins Spiel, die anhaltend hohe Kinderlosigkeit. Diese lastet, auch wenn die Geburtenrate in den letzten Jahren sich wieder leicht erhöht hat, wie ein Mühlstein auf dem Schicksal künftiger Generationen und der Gesellschaft insgesamt. Diese Disproportionen werden nicht nur, wie oft angemahnt, weitreichende ökonomische Verwerfungen im Gefüge des Sozialstaats nach sich ziehen; auch die psychischen und atmosphärischen Auswirkungen werden dramatisch sein.

Mit anderen Worten: Schon heute steht fest, dass wir es in spätestens zwei Generationen nicht nur vermutlich mit einem starken Anstieg der Altersarmut zu tun haben werden, sondern dass ein relevanter Teil der Bevölkerung aus alten oder sehr alten Frauen bestehen wird, die ihre früheren Partner lange überlebt haben und, abgesehen von vielleicht noch lebenden Geschwistern, über keinerlei familiale Bindung mehr verfügen. Denn: Wo keine Kinder, dort auch keine Enkel.

Das heißt: Diese Frauen werden über lange Jahre hinweg ganz allein sein. Diejenigen, die es sich leisten können, werden professionelle Hilfen in Anspruch nehmen, doch auch diese können familiäre Einbindungen letztlich nie ersetzen. Das Schwinden und der Verlust der Familie treffen sie mit voller Härte. Es ist dieses absehbare psychische Massenelend des kinderlosen weiblichen Alters, das bereits heute bei manchen jungen Erwachsenen als diffuse biographische Zukunftsangst spürbar ist und das im Kontext der allgemeinen Alterung der Gesellschaft auf mittlere und längere Sicht eine bedeutsame, vor allem kulturelle Rolle spielen wird. Ob die dann so vereinsamten Frauen sich für ihr Schicksal und die Weichenstellungen ihres Lebens bei Alice Schwarzer bedanken werden – ich weiß es nicht.

⁶ Melanie Mühl: Die Patchwork-Lüge. Eine Streitschrift. München 2011, S. 124.

⁷ Albert Borgmann: Technology and the Character of Contemporary Life. Chicago 1984. – Ich beziehe mich hier auf die Darstellung bei Eduard Kaeser: Kopf und Hand. Von der Unteilbarkeit des Menschen. Waltrop/Leipzig 2011, S. 78 ff.

⁸ Ihre jüngere Vergangenheit, die ihren Ursprung in diversen Entwicklungen im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts hat, ist indes recht gut erforscht und dokumentiert. Dies betrifft vor allem die Erosion der Ehe als Grundlage des familialen Zusammenlebens und hier insbesondere die Idealisierung von Glück und Erfülltheit als zunehmender Scheidungsgrund. So trägt beispielsweise eine großangelegte, von Evelyne Sullerot durchgeführte französische Untersuchung über die Gegenwart und Zukunft der Ehe von 1984 den bezeichnenden Titel *Pour le meilleur et sans le pire* (übersetzt: »In guten, aber nicht in schlechten Tagen«). Auch die entsprechenden Daten über die großen Veränderungen des Zusammenlebens und der Gründung eines gemeinsamen Haushalts ohne Trauschein stützen dieses Bild. – Die meines Erachtens beste Gesamtschau dieser Entwicklungen liefert Leopold Rosenmayr: »Über Familie in den Strukturumbrüchen heute. Forschungen und Erwägungen in disziplinübergreifender Absicht«, in: *Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit*, Nr. 2–4/1986, S. 48–81.

⁹ Karl-Otto Hondrich: Weniger sind mehr. Warum der Geburtenrückgang ein Glücksfall für unsere Gesellschaft ist. Frankfurt/Main 2007.